

INHALT

VORWORT VON CLAUS-PETER REISCH	9
VORWORT VON FILIMON MEBRHATOM	11
DER ÜBERFALL DURCH DIE ERITREISCHE ARMEE IM SOMMER 2010	15
MEINE KINDHEIT	21
MEINE SCHULZEIT	26
MEINE AUSBILDUNG ZUM KAMERAMANN	30
<i>EXKURS:</i>	
<i>WARUM FLIEHEN MENSCHEN AUS ERITREA?</i>	<i>36</i>
ERSTE ETAPPE IN MEIN NEUES LEBEN	45
AUFBRUCH RICHTUNG SUDAN	55
ZWEITER VERSUCH	67
MEIN WEG DURCH DIE WÜSTE	89

IN DER LIBYSCHEN HÖLLE	109
DAS MASSAKER IM LIBYSCHEN GEFÄNGNIS	119
<i>EXKURS:</i>	
<i>LIBYEN – VOM BÜRGERKRIEG ZERRISSEN</i>	135
IN DER GEWALT DER DSCHIHADISTEN	143
ENDLICH FREI	174
<i>EXKURS:</i>	
<i>LIBYEN, EUROPA UND DIE FLUCHT ÜBER DAS MITTELMEER ...</i>	191
ÜBER DAS MITTELMEER	198
ANKUNFT IN MÜNCHEN	209
MEIN LEBEN IN DEUTSCHLAND	228
MEINE ZUKUNFT IN DEUTSCHLAND	240
DANKSAGUNG	247
ANMERKUNGEN	249

DER ÜBERFALL DURCH DIE ERITREISCHE ARMEE IM SOMMER 2010

An diesem Tag wachte ich wie jeden Morgen auf, doch als ich auf dem Weg zur Toilette war, spürte ich, dass etwas nicht in Ordnung war. Durch Spalte in unserer Haustür konnte ich das Licht von Taschenlampen in der Dämmerung erkennen.

Plötzlich klopfte jemand mit schweren Gegenständen heftig an unsere Haustür. Sofort schlugen die Hunde an. Ich wusste sogleich, dass es sich um Soldaten der eritreischen Armee handeln musste. Im Normalfall wären wir alle weggelaufen, aber dafür war es jetzt zu spät.

Ich hatte große Angst vor dem, was nun passieren würde, und wusste nicht, wo ich mich verstecken sollte. In Panik lief ich zurück zu meinem Bett und zog mir die Decke über den Kopf. Meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt krank und konnte nicht aufstehen. Das Klopfen, das Bellen der Hunde und das Trampeln der Tiere hatten sie aber alarmiert, und sie rief mir zu, ich solle die Tür öffnen. Dazu hatte ich aber zu viel Angst. Obwohl meine Mutter in einem schlechten Zustand war, stand sie auf, stützte sich an der Wand ab und erreichte bald die Tür.

Kaum hatte sie diese ein kleines Stück weit geöffnet, wurde die Tür brutal aufgestoßen. Meine Mutter fiel zu Boden, und die Soldaten stürmten in unser Haus. Die Tiere – wir hatten zwei Ochsen, zwei Esel, ein Kalb und in etwa sechzig Schafe – gerieten in Panik und liefen über meine Mutter hinweg nach draußen. Mit ihren Waffen im Anschlag stürmten die Soldaten sämtliche Zimmer unseres Hauses.

Sie kamen auch in das Zimmer, in dem ich und meine Geschwister schliefen. Ich hörte meine kleine Schwester, sie war gerade sechs oder sieben Jahre alt, neben mir weinen. Meine Geschwister waren noch zu klein, als dass sich die Soldaten für sie interessiert hätten. Stattdessen kamen sie direkt zu meinem Bett und entrissen mir die Decke. Ich drückte mein Gesicht tief in die Matratze – unter allen Umständen wollte ich vermeiden, ihnen ins Gesicht sehen zu müssen. Ihre Waffen machten mir furchtbare Angst. Der Soldat, der als Erstes in unser Zimmer eingedrungen war, stieß mich mit dem Fuß an und forderte mich auf aufzustehen.

Zunächst konnte ich mich vor lauter Angst nicht bewegen. Erst als er mich mit einem Stock brutal auf den Rücken schlug, stand ich auf. Ich hatte nur eine Unterhose an. So, wie ich war, fesselten sie meine Hände auf dem Rücken. Barfuß musste ich mein Zimmer verlassen. Ich wurde an meiner Mutter vorbeigeführt, die immer noch am Boden lag. Gern hätte ich ihr geholfen und sie wieder ins Bett gebracht – doch daran war nicht zu denken. All das war grauenvoll für mich. Tränen rollten über meine Wangen. So brachten sie mich nach draußen. Ich war es nicht gewohnt, ohne Schuhe zu laufen, und die Nadeln der Bäume, die am Boden lagen, bohrten sich in meine Fußsohlen.

Ich war elf Jahre alt.

Und ich war bei Weitem nicht der Einzige, der diese Gewalt über sich ergehen lassen musste. Im Morgenlicht sah ich, wie die Soldaten, es waren etwa dreißig oder gar vierzig, viele andere Menschen aus ihren Häusern holten. Die Frauen schrien und weinten, weil sie verhindern wollten, dass ihre Kinder und Männer in den Krieg geholt wurden. Viele von denen, die man an diesem Morgen mitnahm, sind nie wieder zurückgekehrt.

Ich hätte gern selbst bestimmt, wie meine Zukunft aussah, durfte das aber nicht. Auch meine Familie wurde nicht gefragt. Die Soldaten entscheiden bei solchen Überfällen selbst, wen sie mitnehmen und wen sie unbehelligt lassen.

Ich war wütend und fassungslos: Der eritreische Staat hatte sich nie um mich gekümmert. Er machte keine Anstalten, den Kindern seines

Landes kostenlose Schulen zur Verfügung zu stellen. Meine geliebte Mutter war es, die sich immer um mich gekümmert und die trotz der mageren Mittel, die sie besaß, alles dafür getan hatte, dass ich zur Schule gehen konnte. Und nun sollte ich einen Militärdienst von unabsehbarer Länge absolvieren, bei dem ich nicht wusste, ob ich dabei mein Leben lassen würde? Ich wollte mit der Armee nichts zu tun haben und sah nicht ein, warum ich gezwungen werden sollte, Menschen zu töten.

Die Gewalthandlungen nahmen ihren Lauf. Alle Menschen wurden gefesselt auf einem Feld in Bihat zusammengetrieben. Wir waren etwa fünfzig bis sechzig Leute. All das geschah ganz in der Nähe unserer Getreidefelder und unserer Scheune. Hier mussten wir erst einmal warten.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen und brannte auf uns herunter. Ich war sehr durstig, durfte aber niemanden um Wasser bitten. Alles um uns herum war trocken, meine Haut brannte, meine Zunge klebte an meinem Gaumen. So lange gefesselt zu sein war schmerzhaft, und so bat ich einen Soldaten, meine Fesseln zu lockern. Doch er hörte mir nicht einmal zu. Sie bildeten mit ihren Waffen einen Kreis um uns, sodass niemand weglaufen konnte.

Dann kamen fünf von ihnen auf uns zu und fragten uns nach unseren Pässen. Letztlich war es ihnen aber egal, ob man einen Pass hatte oder nicht – der Befehl war reine Schikane. Ich selbst hatte noch nie einen Pass besessen. Die Soldaten hätten wissen müssen, dass ich als kleiner Junge von elf Jahren in Eritrea keinen Pass hatte. Um mich zu testen, holte einer der Soldaten mich dennoch aus der Menge und löste meine Fesseln. Er wollte, dass ich sein Gewehr hochhob, aber dafür war ich zu schwach.

In diesem Moment hasste ich mein Leben.

Als er merkte, dass ich das Gewehr nicht halten konnte, lachte er mich einfach aus. Daraufhin ließ er mich laufen.

Auch andere, die man für den Militärdienst als nicht geeignet ansah, wurden wieder weggeschickt. Die Soldaten schlugen viele der Ausgemusterten. Ihre Familien, die aus Sorge mit auf das Feld gekommen waren, mussten all das beobachten und konnten nichts dagegen tun.

Ich lief sofort zu meiner Mutter nach Hause und war in großer Sorge, dass sie sich durch den Überfall und den Sturz schwer verletzt haben könnte. Zum Glück war sie in der Zwischenzeit schon von anderen Dorfbewohnern entdeckt und zurück in ihr Bett gebracht worden.

Als ich zu ihr gelangte, musste ich mit Schrecken feststellen, dass ihre Hand gebrochen war. Sie hatte große Schmerzen. Ich wollte ihr helfen, wusste aber nicht, was ich tun sollte. Der nächste Arzt war weit entfernt, und es gab niemanden, der sie dorthin hätte bringen können.

Es gab im ganzen Dorf kein Auto. Ich hatte auch keine Möglichkeit, telefonisch Hilfe zu rufen, weil es im Dorf ja weder Telefonleitungen noch Internet gab. Auch so etwas wie einen Rettungsdienst gab es in meinem Dorf nicht. Ich fühlte mich schrecklich, weil ich meiner Mutter nicht helfen konnte, und machte mir große Sorgen, dass sie sterben könnte. Ein Leben ohne sie konnte ich mir nicht vorstellen.

Normalerweise brachte man Kranke aus unserem Dorf mit einer selbst gebauten Trage zum nächsten Arzt oder ins Krankenhaus. Das hätte ich gern gemacht. Doch Männer zu finden, die mir hätten tragen helfen können, war unmöglich: Alle Männer waren von den Soldaten zusammengetrieben und gefesselt worden.

Ich war verzweifelt.

Schließlich setzte ich mich einfach zu meiner Mutter ans Bett und litt mit ihr. All das war sehr schwer für mich. Ich wollte meine Mutter aber auf keinen Fall allein lassen. Mehr, als bei ihr zu sein, konnte ich nicht tun.

An diesem Tag musste ich von einem Moment auf den anderen schmerzlich feststellen, dass sich meine Mutter nicht mehr um mich kümmern konnte. Ich merkte, dass ich noch nicht gelernt hatte, die einfachsten Handgriffe selbstständig auszuführen. Ich wollte für meine Mutter Kaffee kochen, schaffte es aber nicht mal, ein Feuer anzuzünden. Strom gab es im ganzen Dorf nicht. Alles wurde mit Feuer gemacht. Als meine Augen vom vielen Qualm tränkten, verstand ich, wie schwer und mühselig die Arbeit der eritreischen Frauen war. Bisher hatte ich mich nie darum gekümmert.

Schließlich fasste ich einen Entschluss: Mit meinem Fahrrad fuhr ich zu einer Freundin meiner Mutter und bat sie, mir zu helfen. Auch sie war verzweifelt und am Boden zerstört, da die Soldaten ihre Kinder in derselben Nacht mitgenommen hatten. Als ich ihr aber berichtete, dass meine Mutter beim Überfall der Soldaten verletzt worden war, entschloss sie sich kurzerhand mitzukommen.

Als wir daheim ankamen, ließ ich sie mit meiner Mutter allein und machte mich auf die Suche nach unseren Tieren, nach den Kühen, Schafen und Eseln. Diese Aufgabe kam mir entgegen, denn ich brauchte nach den schrecklichen Ereignissen der letzten Nacht Abstand, um einen klaren Kopf zu bekommen.

Die Tiere waren weit über das Dorf verstreut, und es dauerte lange, um sie alle zu finden. Das alles war sehr belastend für mich. Ich brauchte den ganzen Vormittag und den halben Nachmittag, um die Tiere wieder einzufangen.

Als ich sie endlich allesamt gefunden hatte, brachte ich sie zurück nach Hause. Mittlerweile ging es meiner Mutter zum Glück wieder etwas besser. Doch ihr Handgelenk war stark geschwollen und bereitete ihr bei jeder Bewegung Schmerzen. Nach ein paar Tagen war sie zwar wieder stark genug, um laufen zu können, aber auch jetzt konnten wir ihr Handgelenk nicht behandeln lassen. Alle Ärzte, die für uns erreichbar gewesen wären, hätten ihr nicht helfen können. Sie hätten uns mit Sicherheit an ein Krankenhaus in Asmara weiterverwiesen, um dort eine Operation vorzunehmen.

Aber das war nicht möglich – denn allein hätte sie den weiten Weg nicht geschafft, und ich durfte sie nicht begleiten, da man in Eritrea nicht frei reisen darf. Als Schüler ohne Pass hätte ich nicht nach Asmara fahren können. In Eritrea führt die Armee häufig Straßenkontrollen durch, die an beliebigen, oft wechselnden Streckenabschnitten stattfinden. In der nahe gelegenen Stadt Senafe gibt es hingegen fixe Kontrollen.

Selbst wenn man einen Reisepass hat, darf man nicht überall hin. So ist es auch nicht einfach, in die Stadt Teseney, die im Osten des Landes an der Grenze zum Sudan liegt, zu reisen. Viele Menschen

versuchen, über Teseney das Land zu verlassen. Ob man frei reisen darf oder nicht, hängt vom Gutdünken des Militärs ab.

Kurzum: Es gab nichts, was wir tun konnten. Ich habe das Essen meiner Mutter immer sehr gemocht; nun, mit der verletzten Hand, konnte sie leider nicht mehr kochen.

Ihre Hand ist nie wieder richtig geheilt. Meine Mutter hat in ihrem Leben nie Geld verdient, sondern sich nur um die Familie gekümmert. Wir haben uns mit dem Ertrag unserer Felder und den Tieren selbst versorgt. Deswegen war auch kein Geld für eine Operation da.

Nach dem Überfall brach eine dunkle Zeit für mich an. Die viele Arbeit mit den Tieren war sehr schwer für mich. Obwohl ich meine Mutter nicht allein lassen wollte, musste ich nun täglich mit unseren Tieren zusammen mit einem Hirtenhund nach draußen.

Von unseren Nachbarn war keine Hilfe zu erwarten. Jeder versuchte zurechtzukommen und kümmerte sich um sich selbst. Die eritreische Diktatur hat das soziale Miteinander zerrüttet. Es kam immer wieder zu Denunziationen. Denn wenn jemand im Dorf oder in der Nachbarschaft davon erfuhr, dass jemand Fluchtpläne hegte, war es ein Leichtes, das Militär darüber in Kenntnis zu setzen.

Ich hatte noch nie als Schäfer gearbeitet, und ich wollte das eigentlich auch nicht. Ich tat es aus Verantwortungsbewusstsein meiner Familie gegenüber. Mein Traum war es eigentlich immer, Kameramann zu werden. Doch dazu später ...

Mehr und mehr hatte ich den Eindruck, dass sich die Lage in Eritrea zunehmend verschlechterte. Seit meiner Geburt hatten sich die Lebensbedingungen in dieser Diktatur verschärft. Gern hätte ich etwas in meinem Heimatland verändert, aber ich sah keine Möglichkeit, Entscheidungen über die Zukunft Eritreas oder auch nur über mein eigenes Leben treffen zu können.

Wenn ich ein besseres Leben haben will, so sagte ich mir, werde ich nicht umhinkommen, das Land zu verlassen. Bis ich mich tatsächlich zu diesem Schritt entschloss, sollte aber noch einige Zeit vergehen.

MEINE KINDHEIT

Meine Kindheit verbrachte ich zum größten Teil zusammen mit meinen Eltern zu Hause. Wir hatten ein Haus in Bihat, einem Dorf, das in etwa 2000 Einwohner zählt und unweit der Grenze zwischen Eritrea und Äthiopien liegt. Da die beiden Länder bis vor Kurzem im Kriegszustand waren, kenne ich die Grenze nur geschlossen und unpassierbar.

Die Mehrheit der Einwohner von Bihat ist christlich, es gibt nur wenige Muslime. Verständigungsprobleme zwischen Christen und Muslimen gab es niemals. Rund um unser Dorf gibt es große Weiden und ausreichend Wasser, weswegen die meisten Familien von der Landwirtschaft und der Viehzucht leben. Mein Vater baute auf unseren Feldern Tomaten, Rote Bete, Salat, Kartoffeln und andere Gemüsesorten an. Außerdem hielten wir Kühe, Schafe und Esel.

Bihat besitzt keine Schule und keinen Arzt. Meine Kindheit hindurch machte ich die Erfahrung, dass sich die Menschen im Dorf selbst helfen mussten. Es gab auch keinen Kindergarten, und so war ich bis zum Alter von fünf Jahren meistens mit meiner geliebten Familie zu Hause, auf den Weiden oder auf dem Feld.

Meine Mutter kümmerte sich um mich und beschützte mich. Mit fünf Jahren begann ich schließlich, mit meinem Vater auf den Feldern zu arbeiten und ihm bei der Versorgung unserer Familie zu helfen. Es waren oft schwere Arbeiten, doch ich hatte keine andere Wahl, denn bei uns fand keinerlei Hilfe vonseiten der Regierung statt.

Weil wir in der Nähe der Grenze wohnten, gab es auf den Weiden und Feldern nicht selten umherliegende alte Bomben und Minen. Meine Mutter war deshalb immer in großer Sorge, wenn ich allein unterwegs war. Sie befürchtete, dass ich mit einer Waffe hätte spielen

können, die auf den ersten Blick einem Kugelschreiber oder einer Dose glich.

Und tatsächlich: Eines Tages fanden ich und ein anderes Kind beim Spielen im Wald eine große Mine. Wir wussten nicht, was das war, und waren neugierig. Deshalb schlugen wir mit Stöcken auf die Mine, bis sie bedrohlich heiß wurde. Wir bekamen Angst und liefen mit klopfenden Herzen weg, so schnell wir konnten. Das war unser Glück, denn wir hätten die Mine leicht zur Explosion bringen können. Zwei Erwachsene, denen wir unser Erlebnis schilderten, machten die Mine unschädlich – nicht jedoch, ohne uns vorher eindringlich zu ermahnen, so etwas nie wieder zu tun. Meine Mutter, der ich von unserem Erlebnis erzählte, schwor mich ebenfalls darauf ein, solche Gegenstände unter keinen Umständen zu berühren oder gar aufzuheben.

Rasch verstand ich, dass Bomben gefährlich waren, und rannte, so schnell ich konnte, davon, wenn ich etwas entdeckte, was danach aussah. Ich instruierte sehr früh all meine Freunde und versuchte, auch ihnen einzubläuen, was mir meine Mutter gesagt hatte.

Mein Vater stieß beim Umpflügen mit dem Ochsen auch immer wieder auf Bombensplitter. Ich wollte ihm gern bei seiner Arbeit helfen, durfte aber nur dabeisitzen und zuschauen. Die Sorge meines Vaters war zu groß.

Tatsächlich geschah es, dass ein Junge aus einem Nachbardorf eine Bombe fand, die wie ein Stift aussah. Als er damit schreiben wollte, explodierte sie, und er kam ums Leben. Meine Angst wurde danach noch größer, und ich sah auch in harmlosen Dingen Waffen.

Der Krieg war aber nicht nur in Form der herumliegenden Waffen und Minen in unserem Leben präsent, auch Soldaten waren häufig zu sehen.

So kam einmal ein Soldat zu uns, als mein Vater und ich auf dem Feld arbeiteten. Er trieb seine Scherze mit mir und wollte, dass ich mit seinem Gewehr schießen solle. Ich war noch klein und begann zu weinen – doch er setzte sich in den Kopf, dass ich ein Tier aus unserer Herde, das bereits alt und schwach war, erschießen solle. Mein Vater begann, mit dem Soldaten zu streiten. Voller Zorn bespuckte

mich der Mann mit Kath – also mit Blättern der Kathpflanze, die viele Menschen in Eritrea kauen, um sich zu berauschen – und verließ unser Feld.

Mein Vater ist Priester – vor ihm sollten alle Respekt haben, auch Soldaten. Die Militärs in Eritrea hingegen erhoben sich über alle Sitten und Gesetze. Ich war damals ungeheuer wütend und fühlte mich ohnmächtig.

Wäre ich groß gewesen, hätte ich dem Soldaten meine Meinung gesagt. Ich wollte für meinen Vater eintreten und das Prinzip der Freiheit verteidigen. Doch ich war klein und schwach.

Mein Vater hatte kein glückliches Leben. Auch ihn wollte der Chef unserer Stadt wie alle anderen zum Dienst an der Waffe zwingen. Aber aufgrund seines Status als Priester war es für die Militärs nicht so einfach wie sonst.

Ich erinnere mich, dass mein Vater in dieser Zeit viel betete. Er musste sich bei den Behörden zum Dienst melden. Aber ihre Rechnung sollte nicht aufgehen: Die Menschen in unserem Dorf protestierten gegen den Militärdienst. Und tatsächlich musste mein Vater nach nur einem Tag wieder freigelassen werden.

Mit seinem Alter von 49 Jahren wäre er für die Armee ohnehin zu alt gewesen, doch in Eritrea interessieren solche Dinge niemanden. In Bezug auf den Militärdienst herrscht mehr oder weniger Gesetzlosigkeit. Wenn er Soldat geworden wäre, hätten wir zu Hause keine Hilfe mehr gehabt. Meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt bereits krank und konnte nicht nach draußen gehen. Sie machte sich sehr viele Sorgen um ihn und um uns, ihre Kinder.

Auch ich machte mir in dieser Zeit viele Gedanken und verstand nicht, warum die Armee solch eine große Macht in unserem Land hatte. Ich fragte mich immer wieder, ob mir wohl das Gleiche passieren würde, wenn ich groß war.

Als heranwachsender junger Mensch festigte sich immer mehr meine Überzeugung, wonach alle Menschen in Freiheit leben können sollten – niemand sollte jemals zu etwas gezwungen werden, was er oder sie nicht mochte. Zunehmend verstand ich auch, welche

ökonomischen Probleme es in unserem Land gab. Ein großer Teil der Menschen in Eritrea arbeitet in der Landwirtschaft, wovon die meisten Selbstversorger sind oder ihre Produkte auf lokalen Märkten verkaufen.

Doch wenn sie alt werden, wird es häufig immer schwieriger für sie, für sich selbst zu sorgen. Vom Staat bekommen sie keine Unterstützung, deshalb sind alte Menschen auf die Hilfe ihrer Kinder angewiesen. Wer nun aber keine Kinder hat, um den kümmert sich im Alter auch niemand. Das ist der Grund, weswegen nicht wenige Menschen früh sterben – niemand bringt sie ins Krankenhaus oder zahlt für sie, wenn sie krank sind.

In Eritrea gibt es keine Altenheime, in denen alte Menschen betreut werden könnten. Der Staat zahlt auch keine Renten, also fehlt ihnen das Geld, wenn sie nicht mehr arbeiten können. Und selbst diejenigen, die ein halbwegs akzeptables Auskommen haben, finden keine Pfleger, da es diesen Beruf in Eritrea kaum gibt.

Auch behinderte Menschen, die blind sind oder nicht laufen können, können auf keinerlei staatliche Unterstützung zählen. Ein Rollstuhl bleibt für viele ein Wunschtraum. Kranke und Behinderte schlafen deshalb nicht selten irgendwo im Wald oder in Ruinen. Dort verschlimmert sich ihr Zustand – und sie sterben unbemerkt.

Wenn Menschen mit Krankheiten oder Behinderungen das Glück haben, in einer Familie zu leben, fehlt ihnen allerdings häufig die Möglichkeit, am öffentlichen Leben teilzunehmen – sie fristen ihr Dasein also einfach zu Hause.

Menschen mit Behinderung sehen so oftmals keinen Sonnenaufgang oder -untergang, und weil Fernsehen und Internet sehr wenig verbreitet sind, bekommen sie kaum Nachrichten und wissen nicht, was in der Welt vor sich geht.

Diese Mängel betreffen die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit, denn die Regierung lässt oft den Strom abstellen. Für viele ist die Kommunikation über Distanzen dann nicht mehr möglich – die Akkus der Handys können schlicht nicht mehr aufgeladen werden. In meinem Heimatdorf Bihat gibt es tatsächlich keinerlei Stromquellen. Um

Handys oder Akkus aufzuladen, mussten wir immer in das nahe gelegene Städtchen Senafe laufen.

Fernsehen und elektrisches Licht funktionieren auch nicht mehr, und die Menschen sind darauf angewiesen, sich mit Streichhölzern und Kerzen zu behelfen. Für Menschen, die in Städten leben, sind die geplanten oder pannenhaften Stromausfälle besonders schwierig zu meistern. Sie kochen auf elektrischen Kochplatten und besitzen keinen Holzofen. Kurzum: Es herrscht Mangel am Notwendigsten.

Es kann außerdem vorkommen, dass die Regierung das Leitungswasser sperrt. So geschieht es mitunter, dass in einer bestimmten Woche nur für drei Stunden Trinkwasser zur Verfügung steht. Auch hier ist die Stadtbevölkerung wieder besonders betroffen: Dort gibt es seltener Brunnen, aus denen man sich zusätzlich Wasser holen könnte.

Die Menschen sind dann dazu gezwungen, sich gemeinsam mit ihren Nachbarn für viel Geld Wasser aus einem Tankwagen zu kaufen. Der Mangel an fließendem Wasser in den Städten hat zur Folge, dass viel Wasser aus Plastikflaschen gekauft wird; diese werden anschließend einfach auf die Straße geworfen. Es entstehen große wilde Müllhalden – herumstreunende Hunde und andere Tiere fressen den Müll und verenden oft auf diesen Halden. Aufgrund der Armut wird das Fleisch dieser Tiere trotzdem gebraten und gegessen – ich war oft in Sorge, dass jemand in meinem Umfeld vom Verzehr des verdorbenen Fleisches krank werden könnte. Ich selbst aß kaum Fleisch. Obwohl wir zu Hause selbst Nutztiere hielten und sie schlachteten, verweigerte ich dies meistens. Mir taten die Tiere leid, und ich wollte nicht, dass man sie schlachtete. Weil mein Vater Priester war und es ihm die religiösen Gesetze untersagten zu schlachten, wollte er ursprünglich, dass ich dies tat. Doch ich weigerte mich. Schon als Kind war ich der Überzeugung, dass man Tiere nicht töten sollte.